



MARTIN WEHRLE

DIE
SCHLANGE

KRIMINAL
ROMAN

BEN
VIVANTO

MARTIN WEHRLE

DIE SCHLANGE

KRIMINALROMAN

BEN
V
NTO

Als ich meine Augen wieder öffnete, lag ich auf dem Boden, beide Hände an ein Metallrohr gefesselt. Mein Schädel fühlte sich an, als hätte mir jemand einen Korkenzieher mitten durchs Gehirn gedreht. Der Schmerz klackerte wie eine stählerne Billardkugel von Schläfe zu Schläfe, mir wurde schlecht. Bloß nicht wieder ohnmächtig werden, befahl ich mir, doch meine Lider wogen zu schwer; mein Blinzeln zerhackte die Umrisse des Kellers, ich sah gespenstische Schatten, mit silbernen Lichtfäden durchzogen.

Ich wusste, was mir blühte, der große Knall stand unmittelbar bevor. Ich hätte kämpfen müssen, mich befreien. Aber ich war zu schwach. Alles verschwamm vor meinen Augen, und ich dachte noch: Du hast getötet – und jetzt wirst du getötet werden.

1

Der Straßenlotse

Der Auftrag war so läppisch, dass ich mit dem Gedanken spielte, ihn abzulehnen. Stellen Sie sich vor, ich sollte einem Mütterchen von 94 Jahren über die Straße helfen. Dafür winkten mir 8.000 Euro, der ortsübliche Tarif. Das Geld reizte mich kaum, meine Girokonten waren so voll, dass mein Bankberater nervöse Anfälle bekam. Zumindest rief er einmal pro Monat an, um mich davon zu überzeugen, das Geld in den Rachen irgendeines windigen Fonds zu schieben. Aber für solche riskanten Finanzspielchen bin ich zu clever.

Was mich an diesem Auftrag deutlich mehr interessierte, war die Frage: Warum nahm jemand so viel Geld in die Hand, um zu beschleunigen, was ohnehin bevorstand? Manchmal leuchten mir Aufträge ein. Warum ein Zuhälter dem anderen kein langes Leben wünscht – geschenkt. Aber warum ich bei einer 94-Jährigen, die schon fast auf der anderen Straßenseite war, mit einem Schubser nachhelfen sollte – rätselhaft.

Vielleicht sagen Sie: Der Sensenmann wartet auf uns alle. Das ist bei einer 94-Jährigen grob untertrieben. Auf ein solches Mütterchen »wartet« der Tod nicht – er tritt ungeduldig von einem Bein aufs andere, greift nach ihr, um sie auf seine Straßenseite zu zerren. Er erledigt seinen Job immer, nur

muss man ihm ein paar Tage geben. Aber Zeit schien mein Auftraggeber nicht zu haben

Warum mir der Auftrag läppisch erschien? Ich bitte Sie, es war ein groteskes Wettrennen: Wer würde das Mütterchen schneller erreichen, er oder ich? Stellen Sie sich vor, ich schleiche in ihre Altbauwohnung an der Alster, finde sie unter ihrer Bettdecke, taste nach ihrem Mund und bemerke: Sie ist kalt wie eine Tiefkühlpizza, der natürliche Tod war schneller. Sicher, mein Auftraggeber wäre von meiner scheinbaren Diskretion begeistert. Aber welcher Fußballer wird gern als Torschütze gefeiert, obwohl ein anderer den Ball versenkt hat? Solche Almosen gehen gegen meine Berufsehre.

Der zweite Haken lag darin, dass ich kaum gefordert war. Ich hätte mir eine sportliche Herausforderung gewünscht, die mir jenen Kick gab, den ich in meinem bürgerlichen Beruf nicht mehr fand. Dass ich eine 94-Jährige ins Visier nahm, war genauso langweilig wie ein Schuss aufs leere Tor.

Weil Sie es sind, will ich es verraten: Mein Hauptberuf ist es, Menschen auf der hiesigen Straßenseite zu halten. Ich verlängere Leben, statt sie abzukürzen. Meine exotische Freizeitbeschäftigung stellt dazu nur einen gesunden Ausgleich dar. Oder haben Sie noch nie gehört, dass dieser Planet überbevölkert ist? Leute wie ich tragen beruflich dazu bei. Wenn Sie so wollen, bessere ich in meiner Freizeit nur meine Ökobilanz auf. Mal wieder einer weniger, der seine Supermarkttomaten in ein Plastiksäcklein packt, unter Trinkwasser duscht und mit jeder Autofahrt die Luft verpestet.

Je länger ich über den Mütterchen-Auftrag nachdachte, desto mehr ging mir ein reizvoller Aspekt auf. Normalerweise stieß ich die Menschen überraschend auf die andere Straßenseite, aber diesmal würde ich erwartet werden. Glau-

ben Sie nicht auch, dass eine 94-Jährige den Sensenmann längst um ihr Haus schleichen hört? Dass sie schon weiß, dass alle Pillen, die sie schluckt, alle Ärzte, die sie besucht, alle Gebete, die sie ausstößt, nur um *ihm* zu entgehen – dass diese ganze Überlebensakrobatik den Sensenmann nicht aufhalten kann.

Und nun würde er tatsächlich kommen, aber völlig unerwartet in meiner Gestalt. Das war ein herrlicher Gag. Halten Sie mich jetzt nicht für eitel, aber ich habe mit einem Straftäter so wenig Ähnlichkeit wie eine Friedenstaube mit einer Fledermaus. Vielleicht sind Sie mir gestern noch begegnet, als Sie besorgt um Ihre Gesundheit waren. Vielleicht haben Sie gedacht: was für ein hilfsbereiter, netter, empathischer Mann. Oder, falls Sie eine Frau sind: was für ein smarter Typ!

Dass ich anderen über die Straße helfe, ohne ihre, sagen wir, ausdrückliche Zustimmung – nie wären Sie darauf gekommen. Und lassen Sie bitte Klischees beiseite, sehen Sie mich nicht als »Berufskiller«. Erstens übe ich, wie erwähnt, einen anderen Hauptberuf aus. Und zweitens dürfen Sie jedes Mal, wenn laut Medien ein Berufskiller zugeschlagen hat, ganz sicher sein: Das war ein Stümper.

Denn wer diesen Job wirklich beherrscht, so wie ich, schlägt zu, ohne eine Visitenkarte am Tatort zu hinterlassen. Hier hat mich meine Expertise zu einem gefragten Mann gemacht. Egal wie jung oder gesund Sie sind, in kürzester Zeit könnte ich Sie unauffällig auf die andere Straßenseite bringen.

Theoretisch könnten Sie bei Ihrer nächsten Autofahrt einschlafen und gegen einen Baum fahren – so was passiert jeden Tag. Theoretisch könnten Sie einen Herzinfarkt erlei-

den – so was passiert jeden Tag. Oder Sie Ärmster könnten von einer Depression gepackt und zu einem Spaziergang auf den Bahngleisen verleitet werden – so was passiert jeden Tag. Es braucht nur ein wenig Fachwissen, um geschehen zu lassen, was oft von allein geschieht.

Aber Sie können beruhigt sein, ich bin ein zivilisierter Mensch: Ich schiebe kein Schnellfeuergewehr durch das Fenster eines gestohlenen Autos, um Ihren Brustkorb zu durchlöchern. Ich schlitze Ihren Hals nicht mit einem Teppichmesser auf, trete mit meinen Stiefeln Ihr Gehirn nicht zu Brei und sehe auch davon ab, Fleischermesser abseits der Küche zu verwenden. Ich mache Tatortreiniger arbeitslos, denn ich hinterlasse keinen Tatort.

Alle, die durch Blutlachen waten, sind für mich Pöbel. Gescheiterte Bordellbesitzer, abgehalfterte Kampfsportler oder eichengroße Türsteher, deren Fäuste ebenso hart sind, wie ihr Gehirn weich ist – solche Typen tummeln sich in meinem Metier.

Bei mir aber dürfen Sie gehobene Manieren voraussetzen, wenn ich Sie verabschiede. Sei es durch einen Handschlag. Oder sei es für immer.

Also gut, ich werde dem Mütterchen über die Straße helfen – durch sanftes Ersticken. Ich besuche es bei Nacht, lege wie ein zärtlicher Enkel meine Hand auf ihren Mund und ihre Nase. Kein Schrei wird ihrem Hals entweichen, kein Kratzer ihre Haut beschädigen, keine Schürfung, kein Würgemal. Kein Gerichtsmediziner wird die Todesursache nachweisen können – erst recht kein Hausarzt, der den Totenschein einer 94-jährigen im Halbschlaf der Routine ausfüllt.

Das Ersticken, sollten Sie wissen, läuft in fünf Phasen ab, die erste ist die Atemnot. Für jüngere Opfer kann das an-

spruchsvoll sein, denn wenn sie sich wehren, steigt im Blut der Kohlendioxidspiegel. Dann landen sie unsanft auf der anderen Seite der Straße: durch asphyktisches Ersticken. Und ihre Haut, ihre Lippen und ihre Fingernägel können sich blau wie ein Winterhimmel färben, wir nennen das Zyanose.

Das Mütterchen jedoch, das verspreche ich Ihnen, wird sanft über die Straße gleiten: schnell geschockt und ohne große Gegenwehr. Wenn nur der Sauerstoffgehalt im Blut sinkt, es also zu einem primär nicht asphyktischen Ersticken kommt, sind die letzten Sekunden sogar ein Highlight: Sie kann eine Art Höhenrausch erleben, ehe das Bewusstsein aus ihr weicht wie schmutziges Wasser aus einem gewrunnenen Schwamm.

In der zweiten Phase, geprägt durch Sauerstoffmangel, gleicht das Gehirn einem stotternden Motor; es kommt zu Erstickungskrämpfen. Noch rast der Puls, noch schießt der Blutdruck nach oben.

Aber dann, in der dritten Phase, setzt die präterminale Atempause ein: Der Motor geht aus, der Blutdruck sackt ab, nur der Puls galoppiert noch. In der vierten Phase – bitte nicht erschrecken, falls Sie mal jemanden ersticken – kann der Motor noch einmal kurz anspringen: Die Atmung setzt wieder ein, laut und schlüpfend, wir nennen das terminale Schnappatmung. Und in der fünften Phase schmiert der Motor endgültig ab: Der Atem bleibt stehen, der Kreislauf macht langsam schlapp, und das Gehirn ist hinüber. Gute Nacht!

Ich hoffe, meine Auskünfte beruhigen Sie. Ich werde das Mütterchen fachmännisch über die Straße begleiten. Sie hat wirklich Glück, dass sie an mich gerät. Ein anderer würde sie eine Treppe hinabstoßen. Und Gewalt – da sind wir uns sicher einig – muss nun wirklich nicht sein.

2

Zusammengekauert lag ich da, die Oberschenkel an den Bauch gezogen, während der Mann mich ansprach. Je lauter er wurde, desto mehr erstarrte ich. Mein Körper fühlte sich an wie ein viel zu enges Kleidungsstück, in das jemand meine inneren Organe gepresst hatte. Der Brustkorb quetschte mein Herz zusammen und ließ es hektisch zittern. Mein Mund war trocken wie Schmirgelpapier. Und die Luft, die ich atmete, schmeckte nach verbranntem Gummi und erreichte meine Lunge nicht. Als hätte mir jemand einen Korkeisen in den Hals gehämmert.

Der Mann packte mich am Arm und begann zu rütteln. »Nein!«, rief ich, »loslassen, ich will da nicht runterfallen!« Meine Arme ruderten, ich schlug um mich. Die Augen hielt ich dabei geschlossen, das Licht sollte nicht wie ein blitzendes Messer in sie fahren.

Es war immer dasselbe Duell: er oder ich? Und jedes Mal hatte ich die schlechteren Karten, denn er war ein Mann von über hundert Kilo, mit harten Muskeln und ohne Hemmungen. Und unten, auf der Fahrbahn, kam der Tod angebraust und lauerte darauf, dass ich ihm vor die Räder stürzte. Ich wollte mich nicht ergeben, ich musste kämpfen. Aber der Schrei, der mir auf den Lippen lag, geriet nur zu einem Krächzen, ich spürte Speichelfäden über mein Kinn rinnen.

Endlich vernahm ich die Männerstimme deutlicher:
»Hören Sie auf mit diesem Theater! Mich können Sie nicht täuschen. Ich weiß genau, worum es Ihnen geht.«

Ich blinzelte einen schnauzbärtigen Mann in Uniform an, dessen fülliges Gesicht wie ein Vollmond über mir aufging. Ich sah alles nur verschwommen, wie durch dichten Nebel, und hatte keine Ahnung, wer der Typ war und was er hier wollte. Ich richtete mich auf.

»Was wollen Sie von mir? Wer sind Sie überhaupt?« Ich strengte mich an, meine Schnappatmung zu unterdrücken.

»Sie wissen genau, was ich will. Machen Sie sich nicht lächerlich! Und dass Sie sich jetzt blöd stellen, bestätigt mich in meinem Verdacht.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen, wirklich nicht.«

»O doch, das wissen Sie! Sich schlafend stellen, wenn ich komme, ist der älteste Trick der Welt. Das erlebe ich jeden Tag. Und Sie haben noch die Mitleidsnummer obendrauf gepackt – husten, keuchen, zappeln. Aber nicht mit mir!«

Mein Herz sprang wie ein Knallfrosch in meiner Brust herum, und meine Gedanken fuhren Karussell. Ich fühlte mich hilflos und ausgeliefert, immer noch sah ich alles verschleiern. *Ruhig atmen, Susanne, ruhig atmen.*

»Sagen Sie mir endlich, was Sie von mir wollen.«

»Ihre Fahrkarte will ich sehen«, antwortete er gereizt.
»Aber nach diesem Schauspiel bin ich sicher: Sie haben keine!«

Erst jetzt verstand ich, wo ich war. Mein Blick wurde klarer und suchte das Fenster. Draußen rauschte gerade ein herbstlich gesprenkelter Laubwald vorbei, wie von einem riesigen Fließband fortgerissen. Darüber spannte sich ein blauer Himmel mit weißen Schlieren. Und ich nahm das

rhythmische Stampfen wahr, das gedämpfte Rauschen der Luft vorm Fenster, das Fahrtgeräusch.

Ich kramte ein frisches Papiertaschentuch aus der Verpackung und fuhr mir über den Mund, um den Speichel wegzuwischen.

»Ich will kein Taschentuch sehen, sondern Ihre Fahrkarte!«, fuhr mich der Schaffner an. »Oder Sie geben mir gleich Ihre Personalien.«

»Ich muss mich von Ihnen nicht so behandeln lassen. Ich bin Fahrgast in diesem Zug.«

»Bis jetzt sind Sie Schwarzfahrerin. Ich habe immer noch kein Ticket gesehen.«

Hektisch durchsuchte ich meine Tasche. Wo hatte ich bloß die Fahrkarte verstaut? Mein Gedächtnis glich in letzter Zeit einem Buch, aus dem dauernd jemand die wichtigsten Seiten herausriss.

Das Mondgesicht des Schaffners verzerrte sich zu einem hämischen Grinsen. »Hab ich's doch gewusst! Dann brauche ich Ihren Personalausweis. Und kommen Sie mir nicht mit weiteren Ausreden!«

In diesem Moment ertastete ich mein Handy, und es fiel mir wieder ein. Ich rief die digitale Fahrkarte auf und hielt ihm das Display mit zitternder Hand unter die Nase.

»Glück gehabt«, murmelte er, zog einen Scanner über den Code und sagte: »Hamburg Hauptbahnhof dann bitte aussteigen, der Zug fährt bis Altona durch.« Er klang kalt. »Noch eine gute Reise.« Ohne Entschuldigung verließ er das Abteil, in dem ich allein saß. Auf ein gebrochenes Bein hätte er vermutlich Rücksicht genommen, den Gips gesehen, dachte ich. Aber eine gebrochene Seele sieht man eben nicht.
Pech gehabt, Susanne!

Ich setzte mich aufrecht hin, atmete tief aus, wie es mir mein Therapeut empfohlen hatte, und zählte bis drei, ehe ich wieder einatmete. »Durch diese Pause atmen Sie tiefer ein, das beruhigt Ihren Organismus«, hatte er gesagt. Diesen Vorgang wiederholte ich 25 Mal, bis sich mein Brustkorb geweitet hatte und das Taubheitsgefühl aus meinen eiskalten Fingern wich. Langsam schaltete mein Herz vom Vibrieren wieder auf regelmäßiges Schlagen um.

Ich rief Iris an, sie meldete sich überschwänglich: »Hey, Prinzessin, die haben dich mit Handkuss genommen, stimmt's?«

»Iris, ich sitze noch im Zug.«

»Dann werden Sie dich noch mit Handkuss nehmen, ist doch klar wie Kloßbrühe. Du bist die Idealbesetzung für diesen Posten, du kannst Boulevard.«

Sie schwieg einen Moment, als ich nichts sagte, dann fragte sie etwas leiser: »Geht's dir gut?«

»Abgesehen davon, dass ich schon wieder eine Attacke hatte und dabei fast einen Schaffner erschlagen hätte, ist alles in bester Ordnung. Um diesen Schaffner wäre es allerdings nicht schade gewesen. Der einzige Ort, wo man mich noch mit Handkuss nimmt, ist eine Irrenanstalt.«

»Prinzessin, jetzt mach mal halblang! Du bist durch die Hölle gegangen, da ist es doch klar, dass hier oder dort mal was anbrennt. Das ist deine Post-Last, da klebt ein hohes Porto drauf.«

Iris konnte es nicht lassen, alles Schwere im Leben mit dem Lachgas ihres sonnigen Gemüts zu besprühen. Eine posttraumatische Belastungsstörung zur frankierten »Post-Last« schönzureden brachte auch nur sie fertig.

»Ich weiß nicht, ob ich schon so weit bin. Ich habe immer noch diese Aussetzer – als würde ein Wolf mir Fetzen aus meinem Gedächtnis reißen. Stell dir vor, gerade wusste ich nicht mehr, dass ich in einem Zug bin. Der Schaffner hat mich so was von runtergeputzt. Ich werde das Gespräch abblasen.«

»Hey, Prinzessin, jetzt mach keinen Mist! Du gehst da hübsch hin, und zwar ohne Asche aufm Haupt! Du hast Reinstadt von einem Scheißkerl befreit. Sebastian ist so was von stolz auf dich.«

»Sebastian muss mich jeden Monat anbetteln, damit ich ihm meinen Anteil des Unterhalts nach London überweise. Und das klappt nur, weil ich es von den Raten fürs Haus abzwacke. Ich mache die Umschläge mit den Mahnungen schon nicht mehr auf.«

»Das ändert sich, wenn du den Job hast. Dann fließt die Kohle wieder in Strömen. Wahrscheinlich streichst du da ein Traumgehalt ein.«

»Vergiss nicht, ich müsste in Hamburg leben. Der Markt für Wohnungen ist leer gefegt, jeder Quadratmeter wird mit Gold aufgewogen. Da würde ich am Ende noch Geld drauflegen. Aber ich fühle mich einfach noch nicht fit genug.«

Sie ignorierte meinen zweiten Einwand, aber knöpfte sich den ersten vor: »Hast du nicht erzählt, dass du bei Martha einziehen kannst? Ich fresse einen Besen, wenn die einen Cent Miete von dir verlangt.«

Martha, die ältere Schwester meines Vaters, war meine Lieblingstante und wohnte allein in einer herrschaftlichen Altbauwohnung an der Alster. Durch meine Krankheit hatte ich sie im letzten Jahr viel zu selten gesehen. Nach dem

Tod meines Vaters waren wir eng zusammengedrückt. Noch auf dem Totenbett hatte ihr mein Vater sein größtes und gruseligstes Geheimnis anvertraut.

Ich schüttelte meinen Kopf. »Martha wäre nur eine Übergangslösung, Iris – außerdem hab ich doch eh keine Chance auf den Job. Warum sollten die ein Wrack wie mich nehmen? Die haben doch Dutzende von jungen, fitten Bewerbern.«

»Du bist kein Wrack, hey, sondern ein prächtiges Segelschiff, Prinzessin. Klar, der Sturm hat dir in letzter Zeit ein paar Fetzen aus dem Segel gerissen, die Sache mit Markus war ja auch richtig heftig. Aber ich bin sicher: Du wirst den Laden rocken!«

Der Name »Markus« bohrte sich wie eine heiße, spitze Nadel in meinen Körper. Ich spürte, wie mein Herz beschleunigte und mein Brustkorb wieder enger wurde. *Tief atmen, Susanne, tief atmen.*

Iris deutete mein Schweigen falsch: »Genieß das Bild: Du segelst auf einen neuen Hafen zu.«

»Auf den falschen Hafen, und das weißt du! Oder warum wollte ich den Journalismus aufgeben und Medizin studieren – weil ich so hochmotiviert bin, neue Schlagzeilen zu fabrizieren?«

»Ruhig Blut, Prinzessin. Es dauert halt noch ein paar Wartesemester, bis du den Dokortittel überstreifst, na und? Bis dahin bringst du deine PS als Journalistin wieder auf die Straße – heimlich freust du dich doch darauf!«

»Ich freue mich darauf, meine Rechnungen wieder bezahlen zu können.«

»Sag ich doch: Du freust dich. Die Details spielen keine Rolle.«

»Details? Ich meine ein finanzielles Desaster. Und das geht ganz allein auf meine Kappe.«

Ich hörte sie unwirsch schnaufen. »So ein Quatsch! Dass Sebastian als Austauschschüler ein Vermögen kostet, darauf wäre nicht mal ich gekommen.« Sie lachte, weil sie wusste, dass sie mit Geld nicht umgehen konnte.

»Habe ich gewusst, dass ich die Raten für unser Haus bezahlen muss? Ja! War mir klar, dass sich am Ausgang jedes Supermarktes eine Kasse befindet? Ja. Es war total naiv von mir, mit über vierzig noch studieren zu wollen. Jetzt zahle ich den Preis dafür.«

»Welchen Preis? Du kommst zurück nach Hamburg, Prinzessin: Alster, Elbe, Jungfernstieg. Wie damals, als wir an der Journalistenschule waren. Du wirst dich wieder sawohl fühlen.«

»Du weißt, wie sie mich das letzte Mal aus Hamburg verabschiedet haben?«

»Du hast Charakter gezeigt. Das wirst du jetzt wieder tun.«

»Ich werde anrufen und sagen, dass ich nicht komme. Ich hatte schließlich gerade eine neue Attacke.«

»Und ich bekomme eine Attacke, wenn du nicht hingehst! Du rechnest doch ohnehin mit einem Arschtritt. Also hol ihn dir gefälligst persönlich ab. Oder bist du feige geworden?«

Damit hatte sie mich am Haken, ich musste an einen Satz meines Psychologen denken: »Angst wächst, wenn Sie meiden, was Sie fürchten. Aber Angst schrumpft, wenn Sie nach vorne gehen und sich ihr stellen.«

Vor einem knappen Jahr auf der Autobahnbrücke, als es um Leben und Tod gegangen war, hatte ich Mut bewiesen.

Und noch dazu meine größte Phobie überwunden. Im Vergleich dazu fühlte sich ein Vorstellungsgespräch in der Tat nicht mehr ganz so schlimm an.

»Also gut, ich geh hin – aber nur unter einer Bedingung: Die Absage geht dann auf deine Kappe.«

»Abgemacht«, rief sie so fröhlich, als hielte sie schon ein Sektglas zum Anstoßen auf den neuen Job in der Hand.

»Iris, der Job ist meilenweit entfernt. Und außerdem geht das Gespräch erst in zwei Stunden los.«

»Dann ist der Job eben noch etwas mehr als zwei Stunden entfernt. Ruf mich wieder an, Prinzessin, hörst du?!«

Sie gab mir einen dicken Schmatzer und legte auf. Die naheliegende Idee, ich könnte beim Vorstellungsgespräch eine Panikattacke bekommen, lag für sie so fern wie ein unentdeckter Planet.